



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Von dem Ursprung und den Absichten des Uebels

Villaume, Peter

Frankfurt und Leipzig, 1786

II. Buch. Schätzung des Uebels.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-49712](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-49712)

 II. Buch.

 Schätzung des Uebels.

I. Theil.

 Schätzung des negativen Uebels.

I. Kapitel.

Vom negativen Uebel.

Es geht bei der Berechnung des Uebels manche Unrichtigkeit vor, die man berichtigen muß, wenn man es nach seinem wahren Werthe schätzen will.

Negatives Uebel, zum Beispiel, das so hoch angeschlagen wird, ist an und für sich gar nichts, und kann nur durch Vergleichung empfunden werden, wie schon vorher gesagt worden ist.

Ich bin arm, ohne des Nothdürftigen beraubt zu seyn; das nennt man ein Uebel; allein ich leide keine Schmerzen dadurch, das Uebel, wenn es eines ist, besteht bloß darin, daß ich die Annehmlichkeiten des Lebens nicht genieße, die

der Reichthum geben kann. Es ist also nur weniger Genuß, oder Abgang von irgend etwas Gutes.

II. Kapitel.

Von den körperlichen Gebrechen.

Mangel, Schwäche, Beraubung der Glieder und der Sinne, sind unstreitig beklagenswerthe Uebel. Mich deucht aber, daß sie etwas zu hoch angerechnet werden. Erstlich, sind sie gemeinlich ohne Schmerz; ihr Schaden besteht darin, daß sie uns eines größern Vergnügens, einer größern Bequemlichkeit berauben. Ich möchte aber wol sagen, daß das Glük, gesunde Sinne und Glieder zu haben, unter die unerkannten und ungenossenen Güter gehört; man denkt dabei an sein Glük nicht. Ich meine nicht, daß die Beschädigung oder der Verlust derselben gleichgültig seyn solle oder könne. Es thut weh, und mit Recht. Allein der Schmerz darüber vergeht, wie jeder andre, nach einer kurzen Frist. Der Betrübte wird ruhig, er gewöhnt sich an seinen Zustand, und ist, weil er seinen Verlust in seiner Seele nicht mehr empfindet, eben so glücklich als ers vorher war. Denn Glük und Unglük bestehn doch immer in der Gemüthsruhe oder Unruhe.

Meinen

Meinen Satz bestätigt die tägliche Erfahrung. Ueberall sieht man Blinde, Lahme, Taube, Stumme, Krüppel eben so munter und vergnügt, als wenn sie völlig ihrer Sinne und Glieder genössen.

Noch leichter geben sich Verstümmeltgeborne zufrieden, da sie von Kindesbeinen an mit ihrem Unglück bekannt sind; und da diejenigen, die an ihren Sinnen Abbruch leiden, sich keinen eigentlichen Begriff von ihrem sogenannten Elende machen können.

Wenn Gellerts Land der Hinkenden realisiert würde, so wäre daselbst das Hinken, das uns jetzt so unangenehm ist, und so unglücklich scheint, kein Unglück, weil man von Geradegehn nichts wüßte. Ja noch mehr; wenn etwa ein gesunder Fremdling hinkäme; oder, wenn durch einen Irrthum der Natur, jemand mit geraden Beinen gebohren würde; so würde man ihn als eine unglückliche Mißgeburt beklagen, oder über seinen possirlichen Gang lachen. Hinken wäre Glück und Schönheit, Geradegehn aber Fehler. Eben dies kann man von allen Gebrechen sagen.

Es wird häufig über Schwäche der Augen geklagt. Sind denn schwache Augen ein Uebel? Nein, sie sind ein Gut, denn sie sehn. Aber sie sind schwach! Gut, und wie wißt ihr das?

Weil ich nicht alles sehen kann, was Andre sehn. Wenn also alle Uebrigen noch weniger sähen als ihr, so würdet ihr eure Augen, wie sie sind für sehr gut, für vortreflich halten; nicht wahr? Ja freylich, weil ich keine bessere, und nur schlechtere kennen würde. Also wären in diesem Falle eure Augen vortreflich. Nun was schadet's denn euren Augen, daß Andre bessere haben? Nimmt die Schärfe der Andern den eurigen etwas ab? Nicht das geringste. Nun so genießet mit Freuden was ihr habt, und lasset euch das Wohl andrer nicht quälen. Eure Augen sind gut, sie dienen euch, und machen euch keinen Schmerz. *)

Es wäre für den Menschen eine große und sehr heilsame Klugheit, wenn er wüßte das,
was

*) Ich muß gestehn, daß etwas von diesem so scheinbaren, und in den mehresten Fällen, so gründlichen Trost, etwas abzurechnen ist. Wenn alle Menschen schwächere Augen hätten, als ich, so würde ich allerdings ein beträchtliches dabei gewinnen, denn sie würden alle ihre Werke und Einrichtungen für ihre schwächere Augen machen, und da könnte ich in den Werken der Kunst, in der That, weit besser sehen als jetzt; denn da die Einrichtungen für gute Augen gemacht sind, so reicht mein schlechtes Gesicht nicht zu. In der That schadet mir das bessere Auge der Andern. Dieses gilt aber nur von den Werken der Kunst. In der Natur findet dieser Einwurf nicht statt.

was er hat, zu genießen, ohne auf das zu sehn, was ihm fehlt; oder vielmehr was Andre haben. Jeder hat ein gewisses Maaß von Gut; und keiner kann alles haben, weil alle genießen sollen. Der Trieb immer mehr zu begehren, ist der gerade Weg nimmermehr zufrieden und glücklich zu seyn; weil des Begehrens kein Ende ist.

Ich sehe mit meinen Augen, ich geh mit meinen Füßen, ich arbeite mit meinen Händen. Dieser aber hat schärfere Augen, Jener leichtere Füße und ein Dritter stärkere Hände als die meinigen. Was thut mir das? Gesezt auch ich bekäme diese Vortheile, wäre ich dann zufrieden? Keinesweges; noch immer würde sich einer finden, dem ich nachstehn müßte. Und endlich blieben doch der Falke mit seinem Auge, der Hirsch mit seinen Füßen und der Elephant mit seinem Rüssel, die mich quälen könnten.

Uebrigens wird man selten einen Mangel oder ein Gebrechen haben, ohne daß es irgend durch eine andre Kraft ersetzt wird. Berwachsene Leute sind mehrentheils fähige Köpfe. Wer schwache Augen hat, hat ein scharfes Gehör. Derjenige, dem es an Stärke fehlt, ist leicht, behend, geschickt, u. dergl. m. Mehrentheils ist der Abgang der einen Kraft die Ursach der Vortreflichkeit einer andern. So muß der

24 II. Buch. Schätzung des Uebels.

Blinde sein Gefühl üben, weil er es statt des Gesichts braucht. Ja ich glaube, daß die Gebrechlichkeit und Leibeschwäche eine Ursach der vorzüglichen Fähigkeit in vielen Fällen ist. Davon aber in der Folge ein Mehreres.

III. Kapitel.

Mittel gegen Gebrechen.

Gegen alle diese Mängel hat uns die Vorsehung mit zwei wichtigen Hülfsmitteln versehen.

Das erste ist die Gewöhnung, die uns alles ertragen lehrt; alles, Gutes und Böses, gleichgültig macht; und hierzu gehört eben nicht eine lange Frist. Das hab ich schon im vorhergehenden Kapitel berührt.

Dieses Hülfsmittel macht uns gegen die Leibesgebrechen unempfindlich; das zweite ersetzt den Mangel. Es besteht in dem Verstand des Menschen, und in der Bildungsfähigkeit seines Leibes.

Der Lahme weiß Krücken zu machen und zu brauchen; hölzerne, zwar schlechtere, aber doch brauchbare Beine, ersetzen den Abgang der natürlichen. Der Armlahme behilft sich mit dem Munde, den Knien, den Stummeln seiner Arme.

Man

Man hat einen an Armen und Beinen verstümmelten Federn schneiden und schreiben, und ohne Instrumente gehn gesehn. Wie viele Blinde wissen allerley künstliche Arbeiten zu verrichten; Clavier zu spielen, u. dergl. m. Alle brauchen das Gefühl statt der Augen, um die Gegenstände, und zwar sehr ähnliche Dinge, als gleichgroße Münzen, zu unterscheiden. Ich habe einen Blinden gekannt, der im Brette spielte, und von einem blinden Mädchen gehört, daß die Flecke in der Wäsche, und die Farbe ihrer Bänder durch das Gefühl unterscheiden konnte. Wer den rechten Arm verliert, lernt mit dem linken arbeiten. Man erzählt, daß ein Mann, der beide Hände verloren hatte, seine Schriften mit den Füßen verfertigte. Stumme machen sich eine Sprache aus Zeichen und Tönen.

Noch eine Erleichterung dabei sind die verschiedenen Gewerbe, worunter sich immer einige finden, deren ein Verstümmelter fähig ist. Einige verlangen fast keine Kraft, andre können mit weniger Geschicklichkeit, andre ohne Gesicht, ohne Gehör, verrichtet werden. Durch alle diese Hülfsmittel wird das Unglück, das gleich so schrecklich scheint, sehr vermindert.

IV. Kapitel.

Von der Armuth.

Das Wort Armuth ist zweideutig, man bezeichnet damit den Zustand dessen, der von seiner Arbeit leben muß, und keinen Ueberfluß hat: auch nennt man arm den Elenden, dem es am Nothdürftigen fehlt.

Armuth ist höchstens ein negatives Uebel; und negatives Uebel ist an und für sich nichts, weil es nur durch Vergleichung erkannt und empfunden werden kann.

Der Armgebohrne fühlt und beklagt seine Armuth nur in einigen mürrischen Augenblicken, wo ihn die Schranken seines Zustandes, oder schwere Arbeit drücken; wo der Anblick der Pracht des Reichen, oder die unbescheidene Begegnung desselben, seine Begierde rege macht. Außerdem ist er zufrieden, fröhlich, oder wenigstens ruhig.

Der Neger hat kaum satt Mais, der Grönländer kennt nur seinen thranigten Seehund; und noch fehlt ihm dieser manchmal ganze Tage hindurch. Das macht ihm aber weder Angst noch Sorge. Er verzehrt unterdessen seine Kleider und Schuh, oder fastet mit seiner Familie bis er was fischt; und ist dabei ruhig und zufrieden. Diese sind doch gewiß ärmer als irgend ein

ein Armer unter uns; und doch klagen sie über Armuth nicht. Warum? weil sie keinen andern Zustand kennen.

Unter uns ist des Klagens und Jammerns kein Ende. Woher kommt das? daher, daß unsre Armen, die zehnmal mehr besitzen und genießen, als die Hälfte des menschlichen Geschlechts in allen vier Welttheilen; andre neben sich sehn, die mehr besitzen als sie, weil Satt werden und Bedektsen ihnen nicht genug ist.

Wer aber satt und bekleidet ist, leidet nicht. Was er alsdann Unangenehmes empfindet ist eine Wirkung, nicht der Dinge selbst, sondern seiner Vorstellung. Diese sieht nicht auf das, was wir haben, sondern auf den größern Reichtum Andreer. Wenn aber das ein Uebel zu nennen ist, so sind alle Menschen unglücklich, weil jeder, auch der Reichste unter ihnen, der große Mogul selbst, immer etwas sehn wird, das er Andern überlassen muß.

Arm seyn ist kein Unglück. Man gewöhnt sich dazu, und Gewöhnung macht alles leicht. Man wird thätig, arbeitsam, erfinderisch, und erwirbt das Nöthige; man lernt Sparsamkeit, und reicht dadurch zu allen Bedürfnissen zu.

Außer ihrer Betriebsamkeit und Geschicklichkeit hat die Armuth manche Vorzüge.

Die

Die Mäßigkeit in der sie zu leben gezwungen ist, erhält ihre Gesundheit, bewahrt sie vor tausend Beschwerden, die die Lekkerhaftigkeit und die überflüssige Nahrung dem Reichen zuziehn. Dieser ist fast beständig in den Händen des Arztes.

Die Arbeit stärkt Jenen; sie schützt ihn vor der quälenden Langanweile und vor den verderblichen Ausschweifungen und Lastern und Thorheiten, denen der Müßiggang den Reichen unterwirft.

Dieser hat bei allem Glanze seines Glücks auch seine Plage und Sorgen. Den Armen kann man nur an seiner Person, und an seiner kleinen Habe angreifen. Letztere schützt ihr geringer Werth, und das Auge des Besitzers, das sie immer übersehn kann. Seine Person beschützen die Gesetze, und seine eigne gesunde Faust. Den Reichen kann man auf tausenderlei Arten angreifen; er kann seine Habe nicht übersehn, nicht hüten. Der Angriff belohnt sich, und geschieht desto öfter. Er hat Gerechtfame, es geschehen Eingriffe, sie werden ihm streitig gemacht. Ein Reicher, ein Gutsbesitzer braucht Verwalter, Wächter, die ihn hintergehn können; er hat beständig Rechtshandel, und muß zuweilen mehr als einen Sachwalter mit einem Theile seines Vermögens mästen, um den andern Theil zu retten.

Der

Der Arme, wenn ihm Unrecht geschieht, oder wenns ihm an einem Ort nicht mehr gefällt, zieht hin wo es ihm beliebt; sehr schwer ist's, ihn zu halten. Was hilft es aber dem Reichen seine Stadt, sein Vaterland zu verlassen? Er kann sein Vermögen nicht mitnehmen; und ohne das ist er hilflos, ist er nichts. Der Arme aber ist immer ganz, weil er Hand und Kopf überall bei sich führt.

Was die größte Beschwerde macht, ist, daß man unter uns nicht wohl mit der bloßen Sättigung und Bedeckung zufrieden seyn kann. Es wird mehr zum Leben und Vergnügen erfordert; man muß sich so speisen wie Andre, so kleiden wie Andre, so mit Wohnung und Hausgeräth versehen wie Andre, wenn man nicht Verachtung und Spott auf sich laden will. Diese Noth ist groß, und drückt nicht sowohl die niedrigsten Stände, als den mittlern. Der Ackermann und der Handwerker können sich einrichten, wie sie wollen. Die höheren Stände nicht füglich. Wenigstens gehört ein nicht gemeiner Muth dazu. Dennoch sind überall Mittel und Wege sich zu helfen; und die mehresten würden keine Ursach zur Klage haben, wenn sie Vorsicht brauchen, und sich auf einer gewissen Mittelstraße halten wollten.

Eine

Eine zweite Quelle der Noth ist, daß es nicht genug ist fleißig zu arbeiten, und einen Vorrath an nützlichen Erzeugnissen zu haben. Der Ackermann kann bei einer reichen Erndte elend seyn, und der Handwerker nach seinem Tageswerke, und bei Vorrath von nutzbarer Arbeit hungrig und naht schlafen gehn. Wenn der nützliche Mann gearbeitet hat, muß er sich nun, ehe er seine Bedürfnisse befriedigen kann, nach Jemand umsehn, der ihm seine Erzeugnisse abnimmt, und Geld dafür gibt. Und bei der Menge von vorrathigen Gütern aller Art; von Arbeitern, die Arbeit und Absatz suchen, kanns geschehn, daß er nur spät einen Käufer findet. Die Künste machen die Arbeit so leicht, daß immer mehr verfertigt als gebraucht wird.

Dagegen hilft wiederum der Credit. Der Bäcker, der Kaufmann, der Fleischer borgen dem fleißigen Manne und ordentlichen Wirthern gern; sie wissen, daß er wird bezahlen können, und sind seiner Ehrlichkeit versichert. Es muß schon ein sehr schlechter Mensch seyn, dem keiner borgen will. Dieses Mittel erleichtert sehr das Leben; ohne dieses Mittel möchte es vielen oft am Nothdürftigen mangeln.

Aber das Elend! Ja, es ist betrübt; und zwar kann es fast nur unter polizirten Völkern
statt

stätt finden. Unter den rohen Nationen findet man fast überall auf der Erde, an den Bäumen, oder in den Meeren und Flüssen die nöthige und gewöhnliche Nahrung. Und wenn irgend ein Unfall den Menschen verhindert seine Speise zu suchen oder zu finden, so dauert das Hinderniß wenig, er fühlt seine Noth nicht sehr, oder er findet in der Sorglosigkeit seines Nachbarn das Hülfsmittel wider dieselbe. Bei uns aber findet man nichts; es muß alles durch Arbeit erzeugt oder erworben werden. Die große Volksmenge macht, daß man alles zurathe halten muß, die Fische in den Flüssen, und das Wild auf dem Felde und in Wäldern. In unserm Klima trägt die Erde von selbst nichts als Gras.

Also haben wir Elend. Wie viel aber? das muß durch den Begriff von Nothdurst bestimmt werden. Wenn wir nach der Weichlichkeit und den Klagen unsrer Mitbürger hören wird der Noth viel seyn; wir würden g. als weniger finden, wenn wir die Nothdurst nach Grönländer Sitte bestimmen, das heißt, auf Nahrung und Bekleidung einschränken wollten. An Sättigung, an nothdürftiger Bedeckung vor der Kälte fehlt es sehr selten; denn wo es wirklich zu fehlen anfängt, treten Nachbarn und
 Obrig.

Obrigkeiten zu, die dem Mangel abhelfen. Viele genießen derselben Hülfe, die noch nicht bis auf das Elend heruntergesunken sind. Wie oft misbrauchen Schwelgerey und Faulheit diese Bereitwilligkeit zu helfen nicht? *)

V. Kapitel.

Wittwen- und Waisenstand.

Wenn man von Wittwen und Waisen spricht, so pflegt's in einem Tone zu geschehn, als wenn man von Verhungerten redete. Ihr Zustand hat freilich seine großen Beschwerden; er ist aber nicht hilflos. Noch immer findet sich in der Verlassenschaft des Verstorbenen, in Fleiß und Arbeit, oder in der Menschenliebe, das

*) Ich glaube, daß man hierin zu viel und zu wenig thut, wie es in vielen menschlichen Einrichtungen der Fall ist. Man thut zu viel darin, daß man zu viel Almosen gibt; dadurch wird Mancher in seiner Unordnung bestärkt und Mancher zur Unordnung verleitet. Brod nicht, sondern Arbeit muß man geben — und hierin thut man zu wenig. Wo sind die Anstalten, in welchen der Arme jederzeit Gelegenheit finden kann, sein Brod durch Arbeit zu verdienen? Doch das ist die Sache der Polizei, der Obrigkeit, und nicht des Bürgers. Also muß ich davon schweigen.

Das Nothdürstige für die Hinterbliebenen. Man sieht ja doch keine Waise, keine Wittwe verhungern. Für die Erziehung der erstern wird doch auch, wenigstens von der Obrigkeit, und nothdürftig gesorgt. Eine Wittwe, die von Seiten der Nahrung keine Sorgen hat, ist gerade in dem Zustande, worin sich alle Mädchen finden, und worin sie selbst vormals gewesen ist. Sie kann noch wol einen Mann bekommen; manche heirathen ja drei und viermal.

Freilich ist der erste Schmerz ziemlich heftig; aber er legt sich mit der Zeit; bei manchen ziemlich bald; und einige mögen wol nur zum Schein weinen, und aus bloßem Wohlstande Trauer anlegen. Alle sind, wenigstens nach einer gewissen Frist, ruhig, zufrieden, auch unterweilen munter und froh.

Für manches Kind war es Glück, daß es eine Waise wurde. Es wurde in dem väterlichen Hause verzärtelt, verwöhnt, lecker gemacht, zerstreut. Jetzt muß es unter treuer Aufsicht eines Fremden, der für dasselbe eine vernünftige, und keine Affenliebe empfindet, Ordnung, Gehorsam, Fleiß lernen, nützliche Kenntnisse erwerben. Es wird ein ordentlicher, nützlicher Mann werden; ohne seines Vaters Tode, wäre

nichts als ein unnützer Wollüstling daraus geworden *).

VI. Ka.

*) Weil ich von Waisen rede sey es mir erlaubt einen Augenblick auszuschweifen, und von den Waisenhäusern, die zu jeziger Zeit viel Anfechtungen leiden, ein Wort zu sagen.

Es ist wahr, die Waisenhäuser, wie sie sind, sind für die Gesundheit, das Leben, die Arbeitsamkeit und die Sitten der Kinder gefährlich. Ein enger Raum und eine zahllose Jugend, schlechte Kost, noch schlechtere Aufsicht und Behandlung sei die Quelle von manchem Schaden. Jeder Bube wird von der Strafe aufgerast und unter die Kinder gesteckt, ohne daß man auf die Reinigkeit seines Leibes und noch weniger auf die Reinigkeit seiner Sitten sieht. Knaben und Mädchen speisen, arbeiten und spielen zusammen, oder sind doch nicht gehörig getrennt. Ich kenne solche Institute, wo die Gesunden in den Betten schlafen, worin Kranke, Krätzigige gelegen haben; auch ist seit Jahren die Krätze in diesen Häusern, und Niemand kann sie daraus vertreiben. —

Das sind aber keine nothwendige Uebel solcher Anstalten; es ist Unwissenheit, Sorglosigkeit der Vorsteher, Unvermögen, Kargheit, Scharrsucht. Man ist nur darauf bedacht, wie es wohlfeil veranstaltet werden kann; man weiß die Menge nicht zu dirigiren, nicht wie man sie beschäftigen soll; man hettet die Knaben an den Spinnrocken; Laster, grobe verderbliche Laster, die verheerende Onanie wüthen
fast

VI. Kapitel.

Geisteschwäche.

Unwissenheit und Eingeschränktheit sind wol eigentlich keine Uebel; niemand klagt darüber,
C 2 auch

fast öffentlich — Freilich, das ist eine Pest für die Menschheit.

Nun will man die Waisenhäuser abschaffen — das heißt, das Kind mit dem Bade wegwerfen — Schaft nur die Gebrechen ab. Denn eure Vertheilung der Kinder auf das Land hebt nicht alle Schwierigkeiten, und damit geht der Nutzen der Waisenhäuser ganz verloren.

Durch diese Vertheilung geht der reguläre und sichere Unterricht verloren. Wer weiß, ob der Bauer das Kind in die Schule schickt, und wer weiß, wie die Schule beschaffen ist.

Das Kind kann auf dem Dorfe alle Laster lernen oder lehren, die es ins Waisenhaus bringen, oder daselbst lernen kann; und dabei hat man gar keine Aufsicht. Durch diese Vertheilung wird das Laster nur noch weiter ausgebreitet.

Wenn die Waisenhäuser gut eingerichtet wären, was für herrliche Anstalten könnten sie nicht seyn! Die Einheit der Methode, der Behandlung, die jedesmal vom Staate vorgeschrieben werden sollte, kann sie zu Pflanzschulen des Nationalcharakters, des Bürger sinnes, der Vaterlandsliebe und der brauchbarsten Tugenden bilden. Man gebe mir alle
Kinder

auch selbst der nicht, den alle Welt beklagt; niemand verlangt hierüber Trost. Freilich berauben diese Mängel den Menschen des Vergnügens die Wahrheit zu kennen; das ist aber ein Uebel, das der Leidende nicht fühlt. Und zwar wächst die wohlthätige Unempfindlichkeit mit dem Uebel in gleichem Maasse, ungefähr so, wie bei dem Kaltenbrande. Je unwissender und eingeschränkter ein Mensch ist, desto mehr dünkt er sich zu wissen, und er vermist nichts.

Schädlich wird die Unwissenheit alsdann nur, wann Dünkel, Nothwendigkeit oder Leidenschaft uns zum Handeln antreiben. Sie selbst aber handelt nicht und treibt uns nicht an. Irrthum aber ist an und für sich schädlich, weil er uns Gegenstände zeigt, die uns anlocken. Der Wandrer, der sich bei tiefer Nacht in einem Walde verirrt hat, und keinen Weg mehr weiß, wird keinen Schaden nehmen, wenn nicht etwa Angst oder Ungeduld, Hunger oder Frost ihn anspornen einen Ausgang zu suchen. Er wird sich unter einen Baum lagern, und die Rückkehr
des

Kinder eines Staates in solche Institute, ich will aus dem Staate ein Rom, ein Sparta machen.

Es ist hier nicht der Ort, von der Einrichtung dieser Anstalt zu sprechen.

des Tages erwarten. Er ist in dem Fall der gänzlichen ruhigen Unwissenheit. Laßt ihn aber einen Schimmer erblicken; er hält ihn für ein Licht in einer Wohnung, er geht darauf zu, und kann in einem Sumpf stecken bleiben oder ins Wasser fallen. Das verrätherische Schimmerlicht ist das Bild des Irrthums.

Im Grunde ist die Geisteschwäche eben kein großes Uebel. Nur wenig Menschen sind in der Lage Geistesstärke zu brauchen, und anwenden zu können; und wenn diese keine Übung hat, plagt sie den Menschen, und schadet ihm mehr als sie nützt.

Unter allen Schwächen der Seele, ist das Gedächtniß, gerade das, was am mehresten von uns abhängt, das einzige, worüber wir klagen. Geist, Vernunft, Einsicht können wir uns nicht geben, klagen aber über ihren Mangel niemals. Wir bedürfen also deswegen keines Trostes. Und das Gedächtniß dürfen wir nur üben.

II. Theil.

Schätzung des positiven Uebels.

I. Kapitel.

Von Krankheiten.

Krankheiten sind ein wahres, und positives Uebel. Allein wir müssen sie nicht, weil sie alle unter einem Namen begriffen werden, als gleich schrecklich schildern. Wer ein hizziges Brustfieber hat, heißt krank; wer aber einen Schnupfen hat, sagt auch, daß er krank ist. Manche Krankheit bedeutet gar nichts, andre sind wenig schmerzhaft; die mehresten, wann sie heftig sind, betäuben den Kranken, so daß er von seinen Leiden nichts weiß.

Ueberhaupt sind die Krankheiten, mit der Gesundheit verglichen, gemeiniglich nur von sehr kurzer Dauer. Es ist kaum der Mühe werth sie in Anschlag zu bringen. Mancher ist nimmermehr krank gewesen, und außer einigen Unglücklichen ist die Krankheit immer etwas seltenes.

Die Pflege, die Theilnehmung der Freunde, die zärtliche Sorgfalt der Angehörigen, lindern die
die

die Leiden des Kranken sehr. Wenige Verlassene vermissen diesen Trost. So bald nur ihr Zustand bekannt wird findet sich Hülfe.

II. Kapitel.

Von Sorgen, Gram, Furcht, Traurigkeit über einen Verlust.

Alle diese Gefühle sind unstreitig die schweresten Leiden, die drückendsten Uebel, weit schmerzhafter als Krankheit und Armuth. Sie greifen unser Mark, die Seele, die Quelle unsrer Vorstellungen und Gefühle, mit Macht an. Man kann sagen, daß es die einzigen wahren Uebel sind, weil ohne sie alles übrige nicht schmerzt. Armuth, zum Beispiel, ist nichts, so bald wir über dieselbe keinen Gram, keine Sorgen haben. Ohne Furcht stöhrt die Gefahr unsere Ruh, unser Glück nicht; und ein Verlust, den wir nicht betrauern, ist kein Uebel.

Diese furchtbaren, diese einzigen Uebel, sind gerade diejenigen, die am mehresten von uns abhängen. Armuth und Reichthum sind nicht in unsrer Gewalt, wol aber in gewissem Maaße die Sorgen oder die Ruh der Seele. Von uns hängt die Erhaltung oder der Tod unsers Ge-

liebten nicht ab; aber wir können unsre Traurigkeit über seinen Hintritt vermehren und vermindern. Wir haben viele Beispiele von Männern, die solche Unfälle mit Standhaftigkeit ertragen haben. Gewisse bestimmte Vorstellungen vermehren den Schmerz; andre hingegen mildern ihn.

Diese schädliche Stärke dieser Gefühle hängt von der Weichlichkeit und Unwissenheit ab. Man lehre das Kind leiden, oder vielmehr, man störe die Natur nicht, die es leiden lehrt; man vermehre seine Bedürfnisse nie; man lehre es den wahren Werth jedes Dinges kennen; der Mann wisse sich auf das, was wirklich nützlich ist, einzuschränken; so werden viele Quellen der Klagen und des Unglücks verstopft seyn. (Siehe das erste Buch.)

Man würde es nicht vermuthen, wenn die Geschichte es nicht lehrte, und kaum begreifen wir, was sie uns davon sagt. Wir staunen, wenn wir hören, mit welcher Kaltblütigkeit dieser in die Gefahr gieng; mit welcher Standhaftigkeit Jener den Tod erwartete; mit welchem Muth ein Dritter die Schmerzen ertrug; mit welcher Zufriedenheit ein Andrer seine Armuth duldete. Wir begreifen so etwas nicht! und warum nicht? wir sind ja auch Menschen; jene waren

waren nichts mehr. Allein wir sind zu weichlich, zu bequem; wir sind verwöhnt worden. Eine spartanische Erziehung würde uns zu Spartanern machen. Man sehe nur, wie viele Kraft und Mannheit noch unter dem gemeinen Haufen ist. (S. I. B. I. K. von der Weichlichkeit.)

III. Kapitel.

Vom Tode.

Wird sich mein Leser wundern, daß ich den Tod nicht mit in das Verzeichniß der Uebel gesetzt habe? Vergessen habe ich ihn nicht. Ein Wechsel einer Art des Lebens gegen eine andre Art, kann ich eben so wenig, als eine Veränderung der Wohnung, oder die Versezung aus einer Stadt in eine andre, für ein Uebel halten. Der Christ, wenn er den Namen verdient, wenn er, nach den Verheißungen Jesu, ein künftiges Leben glaubt; wenn er glaubt, sage ich; der Philosoph, der es hoft; wie kann er sich vor dem Tod fürchten? Und der, der keine Hofnung hat —? Nun, wovor fürchtet sich der? Vor dem Nichtseyn? Vor einem Zustand, in welchem alles Gefühl, alles Denken, alles Bewußtseyn aufhört? Wer fürchtet sich vor einem festen, tiefen, gesunden Schlaf?

III. Theil.

Von den falschen Schrecken
des Uebels.

I. Kapitel.

Falsche Schrecken der Krankheiten.

Wir müssen die Krankheiten nicht nach ihrem Schein und unserm Gefühl, wenn wir bloße Zuschauer sind, beurtheilen. Freilich, wenn wir uns, in voller Gesundheit, ein Krankenlager vorstellen, erschrecken wir vor der Unthätigkeit, vor dem Unvermögen an irgend einem Vergnügen Theil zu nehmen; vor dem Liegen, den Unbequemlichkeiten, dem Ekel, den unangenehmen Empfindungen und den Schmerzen. Unsere vollen Kräfte könnten dieses träge Lager, unsere gesunden Sinne diese Dunkelheit, diese Stille, diese Einsamkeit, diesen Mangel des Genusses nicht ertragen. Allein der Kranke ist nicht gesund, seine Triebe schweigen, seine Sinne sind matt, alle seine Kräfte sind erschlaft; Stille, Ruhe, Dunkelheit sind gerade sein Bedürfnis. Die wenigen Gegenstände, die schwachen sinnlichen

III. Th. Falsche Schrek. I. K. Krankheit. 43

lichen Eindrücke erschöpfen das ganze Maas seiner Kräfte. Die thätigsten Menschen sind alsdann schlaf, und verlangen nur nach Ruhe. Der Kranke leidet lange nicht so viel, als es dem gesunden Zuschauer vorkommt. Das muß ein jeder, der krank gewesen ist, bemerkt haben.

Was das schrecklichste bei den Krankheiten ist, als Irrededen, Ohnmachten, Konvulsionen, ist gerade nichts. Ich will sagen, daß der Kranke nichts davon empfindet. Es sind bloße Zeichen einer gewaltigen Zerrüttung, und eines gefährlichen Zustandes, wovor die Umstehenden erschrecken, den der Leidende aber gar nicht fühlt. Selbst der sogenannte Todeskampf, oder die Verzuckungen des Sterbenden, sind ein leeres Schreckenbild, wovon der Agonisirende nichts weiß. Dieß werden mir wol manche von meinen Lesern nicht so leicht glauben; deswegen muß ich Erfahrungen zum Beweise anführen.

Die Kranken erinnern sich, wenn sie zu sich kommen, niemals ihres Fantasiens, oder Irrededens. Sie wissen nichts von dem, was während der Wuth der Krankheit mit ihnen vorgegangen ist; nichts von den Vesicatorien, die man ihnen gelegt. Also haben sie kein deutliches Gefühl davon gehabt; sie waren sich ihrer und ihrer Lage nicht bewußt; also war die
Krank.

Krankheit, mit allen ihren schrecklichen Symptomen, für sie nichts.

Es weiß Jedermann, daß die wahre Probe der fürchterlichsten Krankheit, der fallenden Sucht, darin besteht, daß man dem Kranken die geballte Faust mit einem brennenden Eisen aufzubrechen sucht; und daß derjenige, der wirklich diese Krankheit hat, das Eisen fest hält, und sich eher die Hand verbrennt, als sie aufthut. Nur der Ruchlose, der diese Krankheit spielt, fühlt den Brand, und verräth seinen Betrug, indem er die Hand öfnet.

Wenige meiner Leser werden nicht aus Erfahrung wissen, daß eine Ohnmacht uns alle Empfindung benimmt.

So geht es wol mit den mehresten, und sollte ich wol irren, wenn ich sagte, mit allen Uebeln und Unfällen. Sie haben alle für das ungewöhnte Auge eine schreckliche Hülle, die ihre wahre Gestalt verbirgt. Wer, wie der Abergläubige, sich dadurch schrecken läßt, bebt zurük; wer aber den Muth hat, die fürchterliche Larve aufzuheben, sieht, daß das Schreckliche nur Behängsel, und wenn ich so sagen darf, Mummerei ist. Man verbanne z. B. von dem Bette des Sterbenden den Schmutz und was die Sinne beleidigt, die Angst der Umstehenden, ihre

ihre Bewegungen, das Klagegeschrei, das Hän-
deringen; was bleibt dann? Ein Mensch, der,
wenn er vernünftig gelebt, nunmehr seinen Geist
in die Hände seines himmlischen Vaters befehlt,
und dieses Erdenleben gegen ein anders verwech-
selt. Man wird erschrocken und betäubt, nicht
durch das Wahre der Szene, nicht durch das
Sterben des Kranken, sondern durch den Zusatz,
durch das Betragen der Gesunden. *)

II. Ka.

*) Man sollte überhaupt darauf sehen, daß man von
dem Krankenlager und dem Sterbebette das schref-
liche Behängses verbannte. Denn Anwesende würden
weniger erschrecken, und der Leidende würde ruhiger
seyn. Wie vielen Kranken mag ein unbesonnen-
er Geistlicher das Fieber an den Hals gebetet, wie
viele Frauen und Kinder mögen den Mann und
Vater ins Grab geweint haben? Gewiß würde
mancher genesen, wenn er ruhig liegen könnte, wenn
man ihm nicht durch Nengstlichkeit und Klagegeschrei
das Blut erhizte und Wallungen verursachte. Die
Aerzte sollten darauf sehn; und das thun sie; aber
was können sie wider Vorurtheil, wider das Gefühl,
die Angst, den Aberglauben des Kranken und der
Familie ausrichten. Und wenn ein, zwar wohlge-
meinter, aber blinder Eifer dazu kömmt — darf
niemand den Mund aufthun. Was kann der Pre-
diger bei einem Kranken, der im Paroxismus des
hizzigen Fiebers liegt, für Frucht stiften — ? Was
überhaupt bei einem Sterbenden? Er wird ihn
wahrlich nicht durch die Kraft seines Amtes in den
Himmel heben. Man misbrauche doch zu der Qual
der

 Große Plagen.

Nie erscheint das Uebel unter einer grauseren Gestalt, als wo die Menge der Leidenden das Herz des Zuschauers bestürmt. So erscheinen Wahlplätze, Krankenhäuser, Seuchen, Pest, Schiffbrüche, Erdbeben. Hier liegen Todte und Sterbende untereinander; wo man hinsteht ist Jammer und Noth und Klagen. Lissabon stürzt zur Hälfte ein, und begräbt unter den Schutt seiner Paläste viele tausend Einwohner. Hier ist von allen Seiten Jammer und Klagegeschrei. Die Pest wüthet in Konstantinopel, die Todten werden zu Haufen hinausgetragen.

Das ist wahr, das Schauspiel ist schaudervoll. Allein —! Wird nicht der Leser mich der Härte und Unempfindlichkeit beschuldigen? Sehr leid sollte es mir thun; ich kann aber unmöglich umhin auch diese großen Theater des menschlichen Elendes mit philosophischem Auge zu betrachten.

Die
der Menschen in den betrübtesten Augenblicken eine wohlthätige Religion nicht, die die Ruhe des Gemüths, das Heil, die Glückseligkeit des Menschen zur Absicht hat!

Die Menge der Elenden macht das schreckliche des Schauspiels; denn wenn wir jeden insbesondere betrachten, ist hier nichts anders, als was wir täglich mit ruhigem Mitleid ansehen, nemlich ein Sterbender, oder ein Todter. Es ist nun aber richtig, daß jeder Leidende nur seine Schmerzen leidet, und jeder Sterbende nur für sich stirbt, und nichts von dem Leiden und Tod Andern fühlt. Ihm ist's völlig gleich, ob er allein, oder mit vielen Tausenden zugleich den Geist aufgibt. Aber es leiden und sterben viele? Freilich. Was geschieht aber hier mehr, als was täglich, ja zu allen Stunden geschieht? Jede Stunde sterben auf Erden viele Tausende; jeden Augenblick gibts Millionen Nothleidenden. Der einzige Unterschied ist, daß eine Menge hier in einem kleinen Bezirk zusammen gedrängt ist, da die tägliche Verheerung sich weit umher zerstreut. Sollte man mit einem Blick, so wie es auf dem Schlachtfelde geschieht, die tägliche Noth, die stündliche Verheerung überschauen, was würde da für ein Wehklagen entstehen!

Aber der schreckliche Tod! niedergemezzelt werden! unter der Erde, unter Trümmern von Wohnungen begraben liegen, von der Pest abgezehrt dahin sterben! Es ist wahr. Sollte aber der Tod durch das Schwert, durch
die

die Kugel, durch den Sturz eines Balkens oder Steins, oder an Pestbäulen schwerer und schmerzhafter seyn, als der Tod am Fieber, am Schlagflusse, an der Darmgicht und andern Krankheiten? Gemeiniglich tödten jene Unfälle schnell, und Krankheiten pflegen manche Tage, zuweilen Wochen und Monate, auch wol Jahre lang zu währen. Noch einmal, das Schrecken ist für den Zuschauer, für den Gesunden und Wohlbehaltenen. Der Leidende empfindet hier weniger als die mehresten eines natürlichen Todes Sterbende.

Sie verlieren aber das Leben vor der Zeit! Ich gebe es zu; aber um wie viel? Viele doch nur um eine nicht gar lange Frist. Ich kann den Verlust nicht so berechnen als die Zinsen eines verlorenen Capitals; so viel ist aber gewiß, daß keiner sein ganzes Leben, und jeder nur einen Theil desselben verliert; denn alle haben ja schon einen Theil ihres Lebens genossen. Und, lieber Leser, wir müssen ja alle sterben, dieser früh, jener etwas später. Sind denn einige Jahre mehr oder weniger so ein wichtiges Ding! Ich dünkte, Nein; und vorzüglich für den Christen. Wann einmal der Augenblick des Scheidens da ist, so ist doch das längste Leben, so gut als das kürzeste, verflissen; und was hilft's mir alsdann hundert Jahr und darüber gelebt zu

zu haben? Der Genuß ist hin! Wenn ich einen Menschen sich beklagen höre, daß er in seinen besten Jahren sterben muß; so möchte ich ihm sagen: Wie, Lieber, wenn du dreißig Jahr eher geböhren wärest, so wärest du jetzt alt, und du könntest über deinen bevorstehenden Tod nicht klagen. Was würden dir aber in diesem Augenblick auf deinem Sterbebette die verfloßnen dreißig Jahre helfen? auch die wären dahin; und du wärest gerade so weit als jetzt, nemlich am Ende. Ich machte mir aber Hofnung zum Leben. Und worauf gründetest du sie? Auf deine Jugend? Wußtest du nicht, daß viele jung sterben?

Der Staat wird guter Bürger beraubt. Nichtig. Es finden sich aber immer andre, die bereit sind die erledigten Stellen zu besetzen. *)

Noch

*) Wir sind vermittelst der Künste, die alles vereinfachen, alles erleichtern, dahin gekommen, daß wir an wahren Reichthümern, an nützlichen Erzeugnissen und an Menschen einen Ueberfluß haben, der uns vielfältig beschwerlich wird. Wir brauchen Menschen, aber mehr zum Verzehren als zum Erzeugen. Unser Ueberfluß drückt uns, wir wissen nicht was wir mit den vollen Magazinen anfangen sollen — und die Menschen, die müßig gehn, weil wir keine Arbeit für sie haben, fallen uns beschwerlich. Es geht

Noch einmal; meine Absicht ist nicht, solche Plagen für nichts zu rechnen. Nein, es sind immer Uebel, große Uebel. Allein ich suche dem Uebel die lügenhafte Schreckenhülle abzunehmen, und es in seiner wahren Gestalt zu zeigen.

III. Kapitel.

Von den Schrecken, die in der Verwöhnung unsrer Sinne bestehn.

Unserm zur Ruhe verwöhnten Auge, und unsrer Weichlichkeit scheint jedes Uebel, jede Gefahr erschrecklich. So wie dem, der immer auf der flachen Erde geblieben ist, jede geringe Höhe, jeder Hügel Schwindel macht. Man kann sich aber so zur Gefahr gewöhnen, daß man sie, wie die Höhen und Tiefen, mit ruhigem Blick betrachtet. Der Etna und Vesuv sind, ohnerachtet

geht dem Staatskörper wie dem natürlichen; überflüssige Säfte, wenn sie auch an sich die vortreflichsten sind, werden schädlich, verursachen Stokkungen und Lähmungen, und wolgar tödtliche Krankheiten. Ich glaube, daß mancher Unglücksfall, mancher Krieg, manche Feuersbrunst die Rettung eines Staatskörpers gewesen ist, wie die Aerzte erkannt haben, daß das Fieber den Körper reiniget.

achtet ihrer Feuerströme, ihrer Erdbeben, der Gewalt, mit der sie Hügel versenken und aufthürmen, mit Menschenwohnungen umgeben. Catania ist von Lava überströmt worden, man hat es auf den Lavaström wiedergebaut, und zwanzigtausend Menschen trozzen darin der Gefahr. Der Schiffer, der kaum dem Sturm und dem Schiffbruch entronnen, der auf einem Trümmer des Schiffes mit Mühe sich gerettet hat, steigt getrost in ein neues Fahrzeug, und segelt nach Indien. Der Bergmann fährt in den Schacht, und fürchtet den Einsturz nicht. Der Dachdecker steigt ruhig auf die Thurmspitze, von welcher gestern sein Kamarad gestürzt ist. Der Soldat dringt in die Reihen der Feinde ein, und weicht nicht, ob gleich um ihn her seine Gefährten fallen. Wenn man nach einem langen Frieden von Krieg spricht, so wird Jedermann bange; man erschrickt, wenn die Truppen ins Feld rücken. Nach einiger Zeit wird man wieder ruhig. Krieg war der gewöhnliche Zustand, das Geschäft, ich möchte sagen, das Element Roms und Sparta's. Welcher Römer, welcher Spartaner scheute den Feind, die Gefahr, oder den Tod? Der Türk ist mit der Pest vertraut geworden, weil er sie fast alljährlich hat. Er sieht sie um sich her wüthen, wie wir den Schnupfen graßiren sehn.

Man kann sich also zu dem Uebel und der Gefahr gewöhnen; sie muß also nicht wirklich so schrecklich seyn, als wir sie uns vorstellen. Wäre sie in der That, so würde keine Gewöhnung helfen; denn keine Gewöhnung, keine Erziehung, keine menschliche Kraft kann das Wesen der Dinge ändern. Wir ändern dadurch weiter nichts, als unsre Sinne, unsre Weichlichkeit, unsre Einbildung. Also ist das Schreckliche größten Theils nicht in der Gefahr, sondern in unsern Sinnen, in unsrer Weichlichkeit, in unsrer Fantasie.

VI. Kapitel.

Historischer Beweis.

Wenn in Nordamerica nach einem Kriege das siegreiche Heer nach Hause kömmt, und sich seinen Gränzen nähert, schickt es einige Leute voran, seine Ankunft zu melden. Weiber, Knaben und Jünglinge, die die Waffen noch nicht tragen, versammeln sich, und stellen sich in zwei Reihen, durch welche die Kriegsgefangene Gassen laufen müssen, und auf eine grausame Art mit Steinen und Prügeln gemißhandelt werden.

Einige

Einige Gefangene werden gewählt, den Abgang der Landesleute, die etwa im Kriege geblieben sind, zu ersetzen. Wenn die Weiber der Verstorbenen sie annehmen, so ist alles richtig, und sie treten in den Rang und die Rechte der Letzteren. Weigern sich aber die Weiber, so ist der Tod der Kriegsgefangenen unvermeidlich.

Diese scheinen in der Ungewissheit ihres Schicksals ganz gleichgültig, und eben so ruhig nach dem Todesurtheil. Wenn ihnen dieses angekündigt wird, stimmen sie ihren Todesgesang an, und machen sich gefast als Männer zu leiden.

Nun werden sie nackt an einen Pfahl gebunden. Alle Anwesende, Männer, Weiber und Kinder fallen über sie her. Einige brennen sie mit glühenden Eisen, andre zerfleischten sie mit Messern, andre reißen ihnen das Fleisch ab, pflücken ihnen die Nägel aus der Wurzel aus, zerreißen und verdrehen ihnen die Sehnen. Dieß wird oft einige Tage nach einander an einem und demselben fortgesetzt. Unterdessen singt der Gepeinigte, und trozet und drohet seinen Peinigern.

Das Hauptgeschäft der Erziehung bei den Americanern ist, die Kinder zum standhaften Leiden zu bilden. Oft binden zwei Kinder ihre nackten Arme an einander, legen eine glühende

Kohle dazwischen, um zu sehn, wer sie zuerst abschüttelt.

Die sämtlichen Proben bei der Aufnahme eines Jünglings in die Klasse der Krieger, oder bei der Erhebung eines Mannes zu der Würde eines Anführers, sind Proben der Geduld. Wenn am Orenoko ein Krieger nach dem Hauptmannsrange strebt, fängt seine Prüfung mit einen langen und strengen Fasten an. Hernach versammeln sich die Oberhäupter, und jeder giebt ihm mit einer großen Peitsche drei derbe Hiebe, so daß er fast geschunden wird. Einige Zeit nachher legt man ihn mit gebundenen Händen in ein Hangebett, und beschüttet ihn mit Ameisen. Zuletzt wird er mit Palmettoblätter bedekt, und es wird unter seinem Bett ein Feuer von stinkenden Kräutern angezündet. Viele kommen in diesen rauen Prüfungen um. Wer aber dabei die geringste Empfindlichkeit äussert, ist auf Lebenszeit verunehrt. Eben so vertragen die Americaner chirurgische Operationen. (Siehe Roberts. Gesch. von Amerika.)

V. Kapitel.

Schluß des zweiten Buchs.

Ich habe in diesem Buche zu beweisen gesucht:

- 1) daß es so viel Uebel in der Welt nicht gibt,
als man gemeiniglich dafür hält ;
- 2) daß man das wahre Uebel gemeiniglich
größer glaubt, als es in der That ist.

Ich will mich freuen, wenn mir der Be-
weis gelungen ist.

Nunmehr komme ich auf die Untersuchung
von den Quellen des Uebels.
